

Depression auf Basels Strassen

Die Obdachlosigkeit hat in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Die Anlaufstellen sind mit Aggressionen und Gewalt konfrontiert.

VON LEIF SIMONSEN UND OLIVIA MEIER



Die Obdachlosigkeit hat in Basel in den vergangenen Jahren stark zugenommen. zvg

384

Menschen waren Ende des vergangenen Jahres beim Verein Schwarzer Peter angemeldet, hatten also keinen festen Wohnsitz.

7,3

Monate sind die Menschen in Basel ohne festen Wohnsitz im Schnitt auf der Suche nach einer Bleibe.

21

Prozent der Menschen ohne festen Wohnsitz waren Ende 2016 unter 27 Jahre alt. 11 Prozent waren über 58 Jahre alt.

Der Winter naht. Doch nicht alle können sich zum Aufwärmen zu Hause in der guten Stube einfinden. In Basel nimmt die Zahl der Obdachlosen zu.

Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. 2010 nutzten 100 Personen eine Meldeadresse für Menschen ohne festen Wohnsitz. Im vergangenen Jahr waren es bereits 384. Betroffen sind sämtliche Alterskategorien zwischen 18 und über 60 gleichermassen.

Evelyne Bohnenblust, Leiterin Abteilung Sucht beim Kanton Basel-Stadt, sagt, dass die Wohnraumsituation ausschlaggebend sei. «Für sozial benachteiligte Menschen ist es zunehmend schwierig, günstigen Wohnraum zu finden.» Als Grund für die Zunahme der psychischen Erkrankungen bei den Obdachlosen sieht Yvonne Bürgin die Gesellschaft. Die Gassenarbeiterin des Vereins Schwarzer Peter, der sich um die Basler Obdachlosen kümmert, ist der Meinung, dass die heutige Schnellebigkeit und der Druck viele Leute aus dem System kippe.

Die Anlaufstellen sind überfordert, nicht nur durch die stetige Zunahme der Randständigen. Der Schwarze Peter macht in der jüngsten Ausgabe seines monatlichen Hefts auf ein Problem aufmerksam, das sich in den vergangenen Jahren stark akzentuiert hat: die psychischen Probleme. Der Verlust

der eigenen Wohnung führt oft in die Depression. «Die enorme Belastung im Alltag, das Suchen nach einer Notunterkunft, eines Plätzchens im Stadtwald oder eines weiteren Sofas für die nächsten Tage.» Daran zerbrechen viele Menschen.

Dazu der Stress um das Hab und Gut, das herumgeschleppt werde. Der Frust staut sich und macht sich in Form von Aggressionen bemerkbar. In der Gassenküche, der Notschlafstelle oder der Kontakt- und Anlaufstelle geht es zunehmend ruppig zu und her. Die Klienten breiten sich aus, schreien und werden ausfällig. Im vergangenen Jahr mussten mehrere Anlaufstellen ihre Hausordnung anpassen. Vermehrt musste gar die Polizei aufgeboten werden.

Keine Krankheitseinsicht

Laut Bürgin spüren sich die meisten ihrer psychisch kranken Klienten nicht: «Meist ist absolut keine Krankheitseinsicht vorhanden. Die Leute denken, dass die Gesellschaft krank ist und sie als einzige gesund.» Die Obdachlosen würden eine Mauer um sich bilden, die fast nicht durchzudringen sei. In solchen Fällen würden die Gassenarbeiter des Schwarzen Peter nicht mitspielen - ihren Klienten jedoch auch nicht sagen, dass sie wirklich krank seien. «Schlimm wäre, wenn die psychisch kranken Personen dann das Vertrauen verlieren würden und nicht

«Meist ist absolut keine Krankheitseinsicht vorhanden.»

YVONNE BÜRGIN
GASSENARBEITERIN

mehr zu uns kämen», sagt Bürgin. Auf die Frage nach möglichen Lösungsansätzen bleibt sie vage. Sie sagt nur: «Wichtig ist die Vernetzung und Zusammenarbeit der Institutionen sowie auch die Weiterbildung der Mitarbeitenden. Dies wird aktiv von der Abteilung Sucht unterstützt und gefördert.» So schnell zeichnet sich demnach keine Lösung ab.

Dabei sind die Zustände prekär. Betroffene berichten, dass es in der überfüllten Gassenküche immer öfter zu Eskalationen komme, weil einige der psychisch Angeschlagenen nicht dulden, wenn sich jemand in ihre Nähe setzt oder sogar berührt. Doch sind die Anlaufstellen bemüht, das Problem nicht allzu hoch kochen zu lassen. Von der Gassenküche war nach der Anfrage gar niemand zu erreichen. Und auch bei der Notschlafstelle gebe es lediglich eine «leicht vermehrte Anzahl an Hausverboten», wie Ruedi Illes, Leiter der Basler Sozialhilfe, sagt.

Workshop für Gassenarbeiter

Die Mitarbeiter des Schwarzen Peter haben ihrerseits bereits Massnahmen ergriffen. Sie haben Antigewalt-Kurse bei der Polizei besucht und einen Workshop bei einem Psychiater. Wenn ein Klient jedoch nicht mehr zu beruhigen ist, würden sie ihn bitten, zu gehen. Zudem bringen die Gassenarbeiter eine neue Idee ins Spiel. In ihrer Vereinszeitschrift stellen sie die Frage, ob der Staat nicht auch Psychiater subventionieren sollte, die auf der Strasse unterwegs sind. Gemäss nordischem und angelsächsischem Vorbild.

Auch die Kantonsvertreter haben die Probleme erkannt. Im September wurde ein runder Tisch einberufen, an dem auch Fachleute aus der Psychiatrie und weitere Institutionen teilnahmen. Bohnenblust sagt, man wolle vor allem die «tägliche Arbeit im nie-

derschweligen Bereich» besprechen. Auf die Frage nach möglichen Lösungsansätzen bleibt sie vage. Sie sagt nur: «Wichtig ist die Vernetzung und Zusammenarbeit der Institutionen sowie auch die Weiterbildung der Mitarbeitenden. Dies wird aktiv von der Abteilung Sucht unterstützt und gefördert.» So schnell zeichnet sich demnach keine Lösung ab.

Dabei sind die Zustände prekär. Betroffene berichten, dass es in der überfüllten Gassenküche immer öfter zu Eskalationen komme, weil einige der psychisch Angeschlagenen nicht dulden, wenn sich jemand in ihre Nähe setzt oder sogar berührt. Doch sind die Anlaufstellen bemüht, das Problem nicht allzu hoch kochen zu lassen. Von der Gassenküche war nach der Anfrage gar niemand zu erreichen. Und auch bei der Notschlafstelle gebe es lediglich eine «leicht vermehrte Anzahl an Hausverboten», wie Ruedi Illes, Leiter der Basler Sozialhilfe, sagt.

Spezielle Angebote für Frauen

Insbesondere Frauen fühlen sich belastet, teilweise sogar bedroht. Elfie Walter, Leiterin der Frauenoase und Mitglied im Komitee der Fraunnotschlafstelle, sagt: Das Problem sei sichtbar geworden. Man spreche in der Öffentlichkeit mehr darüber als früher. Bis vor einigen Jahren kummierte sich die Frauenoase nur um

drogensüchtige Frauen, die sich prostituieren. Heute hat sie sich geöffnet. Auch viele Klientinnen mit psychischen Problemen würden die Anlaufstelle besuchen. Walter erkennt das selbe Problem, das Bürgin schildert, nämlich die fehlende Selbstreflexion bei ihren Klientinnen. Bei Frauen, die sie schon länger kennen, würden sie versuchen, Überzeugungsarbeit zu leisten. Viele würden sich nichts sagen lassen, in gewissen Fällen würde es jedoch klappen. So beispielsweise bei einer spielsüchtigen, depressiven Frau. Die 72-Jährige holte sich nach vielen Gesprächen Hilfe bei den Universitätspsychiatrischen Kliniken. In allen Fällen sei jedoch wichtig: «Wir nehmen die Frauen, wie sie sind. Bei psychisch kranken Frauen sehen wir es bereits als Erfolg, wenn sie zu uns kommen und uns vertrauen.»

In diesem Winter haben die Frauen zum letzten Mal die Gelegenheit, in der Frauenoase zu übernachten. Das Geld fehlt. Dass die Kantonsvertreter nicht ganz untätig sind, haben sie mit der Schaffung einer neuen Notschlafstelle bewiesen. So plant die Regierung an der Alemannengasse eigens eine Notschlafstelle für Frauen. Hier werden Massnahmen gegen die Zunahme der psychischen Erkrankungen ergriffen: An der neuen Übernachtungsmöglichkeit soll jeweils abends nach 20 Uhr ein Sozialarbeiter präsent sein.

Zwei Kämpfer sprechen über ihre Schicksale

Lilian und Sany kennen die Strasse aus eigener Erfahrung und berichten offen, wie sie ihr Leben in Armut sehen.

VON OLIVIA MEIER

«Die Gesellschaft hat mich kaputtgemacht.» Lilian lebt seit November 2013 offiziell auf der Strasse. In die Notschlafstelle geht sie nicht. Oft kommt sie bei Freunden unter. Sie hat eine lange Vorgeschichte mit psychischen Problemen. 2000 ein Burnout, etliche Depressionen. Als Kind wurde sie oft misshandelt, ihre streng katholischen Eltern benutzten sie als Spitzel für kriminelle Machenschaften. Als Belohnung versprachen sie ihr Schmock oder Süssigkeiten, die sie nie bekam. Von ihrer Mutter bekam sie gesagt, dass sie nichts wert sei. Alle Schrecklichkeiten, die ihr angetan wurden, geschahen im Namen Gottes. Später gründete sie selbst ei-

ne Familie. Der Menschenhass, den sie in den Jahren entwickelt hatte, war ein grosses Problem. Gegenüber ihren beiden Söhnen blockte sie total ab. Ihr Mann wusste nicht, wie er mit seiner Frau umgehen sollte. Auch die Behinderung ihres einen Sohnes verursachte Stress. Wie Lilian heute sagt, war das System schuld: «Unsere Gesellschaft sieht vor, dass sich andere Leute um die Kinder kümmern. Auch für die Beziehung bleibt keine Zeit.»

Nach der Scheidung von ihrem Mann begann sie eine Ausbildung als Bus-Chauffeuse. Sie musste Schulden abbezahlen und ihr Leben finanzieren. Der Job war jedoch eine reine Tortur für sie. Die dauerhafte Stresssituation, kein Freiraum, nicht einmal eine Pause, um auf die Toilette zu gehen. «Ich fühlte mich wie eine Marionette.» 2012 kündete sie. Um einen neuen Sinn im Leben zu finden. Seither lebt sie auf der Gasse. Schon Jahre vor der Kündigung begann sie an sich zu arbeiten. Um ihrer Familie vergehen zu können und so auch

selbst loszulassen. Sie besuchte eine biblische Schulung. Dort fand sie ihren ganz eigenen Therapeuten, Jesus Christus. Die Quelle ihres Schmerzes, der Glaube, wurde also zur Quelle für Hoffnung und Versöhnung. Heute hat sie ihren Hass auf die Menschen besiegt. «Ich verabscheute alle Menschen. So auch Alkoholiker, Junkies oder psychisch Kranke. Jetzt kenne ich ihre Schicksale.» So gut es geht, versucht sie, den Leuten mit ihrem Wissen zu helfen.

Als Autist auf der Strasse

1977 wurde bei Sany Asperger diagnostiziert. Ihm fällt es sehr schwer, die Körpersprache anderer Leute zu lesen und zu interpretieren. Wenn er mit jemandem spricht, muss er denjenigen immer anschauen, um zu verstehen, was er mit seinem Körper ausdrückt. Schnell ist er überlastet. Wenn man ihn ansieht, ist nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Dies wird ihm oft zum Verhängnis. «Die Leute begreifen nicht, dass ich die Behinderung habe. Viele wissen auch nicht,

was Autismus bedeutet.» Als Kleinkind war er 22 Monate im Kinderspital auf der psychiatrischen Abteilung. Während der Zeit hatte er insgesamt vier Stunden Schule. Danach kam er auf eine Schule für Schwererziehbare. Wie er heute sagt, wäre es das Beste gewesen, man hätte ihn auf die Rudolf-Steiner-Schule geschickt. Mit einem Zwickern gibt er jedoch zu: «Der Schultyp war ich eigentlich nie.» Im Laufental absolvierte er eine Lehre als Kaminfeger.

Nach der Lehre geriet er in einen Schuldenkreislauf. Doch nicht nur finanziell ging es bergab. Eine starke Grippe griff auf sein Herz über, dies beeinträchtigt ihn heute noch. Er hat keine Krankenkasse. Die nötigen gesundheitlichen Vorkehrungen kann er sich nicht leisten. Um den Schuldenkreislauf zu unterbrechen, ging Sany 2010 nach Rumänien. Nach fast fünf Jahren musste er aus gesundheitlichen Gründen zurück in die Schweiz. Seither hat er keinen festen Wohnsitz. Doch er sagt: «Ich komme immer irgendwo unter.»